

K
A
M
P
A

ZELDA
FITZGERALD

SCHENK MIR
DEN WALZER

MIT EINEM VORWORT
VON SHEILA HETI



K
A
M
P
A

ZELDA
FITZGERALD

SCHENK MIR
DEN WALZER

MIT EINEM VORWORT
VON SHEILA HETI



Zelda Fitzgerald

Schenk mir den Walzer

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch und mit einem Nachwort
von Anita Eichholz

Mit einem Vorwort von Sheila Sheila

Kampa

Tumult im Inneren

Vorwort von Sheila Heti

Nachdem ich das Vorwort zu *Schenk mir den Walzer*^[1] geschrieben hatte, schlug ich das Buch noch einmal auf, um mir die Sätze zu notieren, die ich unterstrichen hatte, und dabei wurde mir plötzlich klar, dass die Handlung von *Schenk mir den Walzer* nahezu identisch ist mit der Handlung meines soeben abgeschlossenen Romans. Erst an diesem Vormittag hatte ich die letzten Korrekturen abgeschickt.

Nun ... die Handlung ist nicht identisch mit der letzten Fassung meines Buchs, sondern mit dem ersten Entwurf, den ich schon mehrere Jahre zuvor geschrieben hatte.

Ich glaube nicht, dass ich an dieser narzisstischen Störung leide, die einen beim Schreiben eines Romans befallen kann: Plötzlich sieht jedes Buch wie das eigene aus, alles Mögliche in der Welt sieht wie das eigene Buch aus. Die zwei Handlungsverläufe waren tatsächlich gleich, und ich begann mich zu fragen, wie viele Menschen – außer Zelda Fitzgerald und mir – diese Geschichte noch niedergeschrieben oder erlebt haben?

Besagte Geschichte dreht sich um eine junge Frau, die auf der Suche nach Abenteuern in die Welt hinauszieht. Sie weiß noch nicht, worin diese Abenteuer bestehen werden,

aber sie ist sicher, dass sie ihr das liefern werden, was sie sich vom Leben erwartet – was auch immer das sein wird. Die Abenteuer entpuppen sich in erster Linie als romantische Verstrickungen. Dann liegt der Vater der Frau im Sterben, und sie kehrt heim, um während seiner letzten Tage bei ihm zu sein. Hier erkennt sie, dass die ersehnten Abenteuer fadenscheinig und unbedeutend sind, vor allem angesichts der erhabenen Erfahrung, ihren Vater beim Sterben zu begleiten.

Diese letzten Tage an seiner Seite bringen ihr die Weisheit, die sie bei ihren Abenteuern nicht gefunden hat. Vielleicht war es ja tatsächlich »Weisheit«, nach der sie gesucht hat, draußen in der Welt. »Draußen in der Welt« fand sie lediglich unzuverlässige Männer, die sie nicht so sehr lieben konnten wie ihr Vater und die auch sie nicht so uneingeschränkt zu lieben vermochte; Männer, bei denen sie doch nie ihr wahres Ich zeigte.

In *Schenk mir den Walzer* sagt die Hauptfigur Alabama zu einem jungen Engländer, mit dem sie flirtet: »Ich bin nur dann wirklich ich selbst, wenn ich eine andere bin, die ich mit den wunderbarsten Eigenschaften meiner Phantasie ausgestattet habe.« Das soll fröhlich und kokett klingen, ist in Wahrheit aber unglaublich deprimierend. »Wirklich sie selbst« ist sie erst, als sie zu ihrem Vater nach Hause zurückkehrt.

Ich weiß nicht, was die Moral dieser Geschichte ist: Natürlich muss man auf Abenteuerreise gehen. Man kann sich nicht auf ewig in der Liebe seines Vaters suhlen. Aber

diese Geschichte enthält eine Art emotionale Wahrheit – oder hatte sie zumindest während des Schreibens.

Vielleicht führt bei vielen jungen, abenteuerlustigen Frauen der Tod des Vaters – wenn sie denn einen guten Vater hatten – zu der Erkenntnis, dass das, was man draußen in der Welt sucht, nur ein Trugbild dessen ist, was man unbewusst begehrt: die echte Liebe, die man zurückgelassen hat.

Ich behaupte nicht, dies sei eine edle Geschichte – und sicherlich keine feministische. Ich glaube nicht, dass man aus jeder Geschichte etwas lernen kann. Letzten Endes ist es aber das, was Zelda Fitzgerald geschrieben hat – und auch ich.

Schenk mir den Walzer besteht aus vier Teilen, wodurch es sich nicht nur formal von einem Buch mit drei oder fünf Teilen unterscheidet. Drei Teile legen nahe, dass es einen Anfang, einen Mittelteil und ein Ende gibt. Hat ein Buch mit vier Teilen demnach zwei Mittelteile? Oder zwei Anfänge? Zwei Enden? Ich glaube, *Schenk mir den Walzer* hat zwei Mittelteile.

Wenn ein Buch mit fünf Teilen das Theater und die Form der Tragödie nahelegt, dann ist ein Buch mit vier Teilen eine Tragödie, bei der ein Akt fehlt – vielleicht der Aspekt, dass die Hauptfigur die Tragödie nie wirklich überwindet, denn die Tragödie ist ein Teil ihrer Persönlichkeit, die nicht überwunden werden kann. *Schenk mir den Walzer* jedoch ist hoffnungsvoller. Am Ende des Buches scheint es, als

hätte Alabama die beiden tragischen Mittelteile wirklich hinter sich gelassen. Was zu ihrer Tragödie hätte werden können – der fatale Mangel an Persönlichkeit, weil sie sich für Struktur und Bedeutung in jungen Jahren immer auf den Charakter des Vaters verlassen hatte – verwandelt sich in etwas anderes; ein Teil des väterlichen Wesens scheint in seinen letzten Tagen auf seine Tochter übergegangen zu sein.

Vier ist eine Zahl der Stabilität: Ein Tisch hat vier Beine. Und trotz der ungewöhnlichen Stimmung und der oft zersetzenden Grammatik schließt man das Buch seltsamerweise mit dem Gefühl von vier Stützen in der Brust: Als hätte man gerade etwas Solides, Wohlgeordnetes, Logisches miterlebt.

Wenn der Geist der Tochter Alabama – wild, leidenschaftlich und frei – jeden einzelnen kunstvollen Satz prägt, dann ist es der Geist von Alabamas Vater, Richter Beggs, der die Gesamtstruktur und Form des Buches definiert. Anhand der Struktur versucht man das moralische Ziel des Autors zu verstehen, wogegen die einzelnen Sätze die animalische Essenz erfahrbar machen. Fügt man diese Beobachtungen zusammen, bekommt man einen Eindruck von der Seele des Künstlers.

Das ist kein Buch, bei dem das »Jazz Age« oder die »Flapper« idealisiert werden. Es verurteilt diese ganze Welt und jeden ihrer Protagonisten. Zelda Fitzgerald schreibt über diese Jahre: »Die Nachkriegs-Verschwendungssucht, die David und Alabama und weitere

sechzigtausend Amerikaner in einer Art Hasenjagd ohne Hunde quer durch Europas Lande hetzte, erreichte ihren Höhepunkt« und fiel zusammen mit der »demoralisierenden Ungewissheit, für sein Geld bald nichts mehr zu bekommen«.

In Teil I erleben wir Alabama zu Hause während ihrer Kindheit. In Teil II führt sie ein dekadentes Leben im Ausland, und am Ende ist sie dieses verschwenderischen Lebens und all der Menschen darin müde. Noch während der Überfahrt auf dem Atlantik sagt sie zu ihrem Mann David: »Ich habe auf dem ganzen Schiff keinen Menschen getroffen, von dem ich hätte sagen können, um den wär's schade gewesen.«

In Teil III wendet sich Alabama dem Ballett zu, in dem Versuch, sich der Oberflächlichkeit und Nutzlosigkeit des Lebens, das sie und David gewählt haben, zu entziehen.

Was bringt einen Menschen zur Kunst? Oft ist es das Bedürfnis, die eigene überwältigende, chaotische und kaleidoskopische Energie zu bündeln; den Tumult im Inneren nach außen zu tragen und zu ordnen; daraus objektive Schönheit zu erschaffen. Alabama versucht dies durch den Tanz - obwohl sie zu »alt« ist, um noch eine richtige Balletttänzerin zu werden. Dennoch muss sie etwas tun. In der Welt, zu der sie durch Davids Talent als Maler Zugang hat, »fühlte [sie] sich durch ihren Mangel an gesellschaftlicher Gewandtheit ausgeschlossen«. Doch obwohl das körperliche Training zur Obsession wird, kann sie keine tiefere Überzeugung aufbauen. Als David sie

fragt, ob er ihr beim Üben zusehen darf, sagt sie Nein. »Du würdest nur feststellen, dass ich immer Sachen machen muss, die ich nicht kann, und du würdest mich entmutigen.« Sie glaubt nicht stark genug an ihr Ziel, um Davids kritischem Blick standzuhalten, und tatsächlich warnt er sie: »Du weißt doch hoffentlich, dass es in der Kunst einen himmelweiten Unterschied gibt zwischen einem Dilettanten und einem Profi?«

Vielleicht liegt der Grund für ihr Scheitern als Künstlerin in dem, was sie ursprünglich angetrieben hat. Als Alabama David zum ersten Mal davon erzählt, tanzen zu wollen, tut sie es folgendermaßen (und führt dabei den Namen seiner Geliebten an, auf die sie zu Recht eifersüchtig ist): »Ich werde eine so berühmte Tänzerin, wie es blaue Adern auf dem weißen Marmorbusen von Miss Gibbs gibt.«

Auf einem Sockel aus Tücke und dem Wunsch, im Rampenlicht zu stehen, kann man keine Kunst erschaffen. Künstlerin will sie unter anderem auch werden, weil sie das Gefühl hat, »dass sie der Welt nichts zu geben habe«. Aber für gewöhnlich wendet man sich der Kunst unter der ehrgeizigen Prämisse zu, dass das Gegenteil der Fall ist!

Würde sie sich allerdings nicht mit dem Tanz ablenken, müsste sie sich den Pflichten eines Daseins als Mutter und Ehefrau stellen – was sie langweilt. Vielleicht findet sich die eindrücklichste Beschreibung dessen, was sie in den beiden Mittelteilen vorhat, in diesem Absatz:

»Die makabren Leute, die den Krieg mitgemacht hatten, erzählten mit Vorliebe eine Anekdote über die Soldaten der

Fremdenlegion, die in der Umgebung von Verdun einen Ball veranstalteten, auf dem sie mit Leichen tanzten. Nicht minder makaber war Alabamas ständiges Zusammenbrauen eines Giftrunks für ihr Unbewusstes und ihr Beharren auf Magie und Glimmer des Lebens, dessen Puls sie nur mehr als Pochen eines amputierten Beines spürte.«

Weil ihre Motivation für das Tanzen von Anfang an die falsche war, verliert die ganze Welt des Balletts unweigerlich schon bald ihren Glanz. Sie sieht darin ihr eigenes Leben gespiegelt: »Stella mit ihren Fehlern und Arienne mit ihren Finten, das Buhlen um Gunst, das Gezänk um die vorderste Reihe, all das erschien ihr im trüben, durch das Glasdach fallende Sonnenlicht wie das Kriechen und Drängeln wimmelnder Insekten, die man durch eine Glasglocke betrachtet. ›Larvae!‹, sagte die unglückliche Alabama verächtlich.«

Alabama versucht zwei Mal vergebens, sich ein sinnvolles Leben fernab ihres Vaters aufzubauen. Das Telegramm mit der Nachricht, dass ihr Vater im Sterben liegt, »bedeutete einen so wichtigen Einschnitt in ihr gemeinsames Leben wie die herabsausende Klinge einer Guillotine«.

Ich finde, keine Figur in diesem Roman ist wunderbarer oder klarer gezeichnet als Richter Beggs. Er ist der Einzige in der Geschichte, der zwischen Gut und Böse unterscheiden kann. Er spricht stets mit Überzeugung – und der Klang seiner Stimme hallt im Kopf des Lesers

nach. Er kennt die Welt: »Der Kerl taugt nichts. Er ist ein Erzfaulpelz und noch nicht einmal geschieden.«, »Ich halte dieses emotionale Gewäsch nicht länger aus.«, »Meiner Meinung nach kann sich ein anständiges Mädchen nicht mit einem Mann verloben und gleichzeitig an jemand anderem interessiert sein.«

Ist Alabama dazu imstande, sich selbst eine ähnlich verlässliche Moral zu erschaffen? Kann jemand, dem das Leben einst so »sinnlos ausschweifend« erschien, es in eine ergiebige und gesunde Form umwandeln?

In beiden ihrer Lebensentwürfen – Salonlöwin und Tänzerin – empfand sie Neid und Eifersucht, echtes Bestreben und Heuchelei, Langeweile und Frustration. Erst als sie wieder nach Hause zurückkehrt, gewinnen ihre edleren Gefühle wieder die Oberhand: Traurigkeit und Bedauern, Wertschätzung und Hingabe, die Fähigkeit, von ganzem Herzen zu lieben. Auf gewisse Weise ist es ein Buch darüber, sein eigenes Vermächtnis zu akzeptieren. Ihr Name – Alabama – hätte ihr Hinweis genug sein sollen, wer sie wirklich ist: kein leichtsinniges Flapper-Mädchen, keine verwegene Künstlerin, sondern eine normale Frau, die in den traditionellen Werten eines Richters aus den Südstaaten verwurzelt ist.

Alabamas Sprache ist im vierten und letzten Teil einfach und schlicht, sie versucht nicht mehr geistreich zu sein. Auch Zeldas Erzählstimme findet im letzten Teil zu einer perfekten Schlichtheit, und sie benutzt diese neue, ruhige Sprache, um damit ihre qualvolle Trauer

auszudrücken. Erst im letzten Abschnitt ist die Stimme des Buches frei von Chaos, Wildheit und Verwirrung. Alabama hat eine Reise zurückgelegt, genau wie die Sprache der Erzählerin; am Ende ist sie von ihrem inneren Tumult erlöst, ebenso auch die Sätze. Die Bizarrheit von Alabamas Leben - und die Bizarrheit der Sätze, die dieses Leben beschreiben - dienten womöglich dem tieferen Zweck, vor ihr und vor uns eine harte Wahrheit zu verbergen: Dass Alabama nichts Besonderes ist; außergewöhnlich war an ihr vielleicht nur, dass sie versuchte, ihren Traum zu leben, denn sie war auf der Suche »nach einem neuen Ausgangspunkt ... einer neuen Chance im Leben«.

Doch es gibt im Leben keine neue Chance, keinen neuen Ausgangspunkt, und ich bin der Meinung, dass das auch gut so ist. Das ursprüngliche Ich - das ursprüngliche Zuhause - genügt, um darauf ein Leben zu bauen. Die größte Schönheit liegt in der universellen Einfachheit unserer tiefsten Gefühle, die berührender sind als jede Darbietung. Wer wir sind, ist besser als das, was wir lieber wären; ein Anspruch, der in Alabamas Fall auf den »unbegrenzten Möglichkeiten der amerikanischen Werbung« beruhte. Sehnsüchte beruhen immer auf falschen Versprechungen. Aber das Scheitern an falschen Versprechungen kann nur etwas Gutes sein; im Prinzip ist es eine Art Rettung.

Auf den letzten Seiten des Buches erhaschen wir noch einen Blick auf die kaputte Welt, von der sich Alabama verabschiedet. Alabama ist von der Erfahrung des Todes

geprägt und verändert – sowohl des Todes ihres Vaters als auch des Todes ihrer eigenen Lebensentwürfe – und kommt, als sie mit David nach einer Einladung ihre Freunde verabschiedet, nicht umhin, zu bemerken, wie schwach und unwichtig diese Menschen sind, mit denen sie einst ihre neue, bessere Welt bevölkern wollte. Sie sagen:

»Wir haben Sie richtig totgequatscht.«

»Sie müssen vom Packen ganz tot sein.«

»Für eine Party ist es tödlich, wenn man bleibt, bis die Verdauung einsetzt.«

»Ich bin tot, meine Liebe! Es war wundervoll!«

Sie sind nicht die Essenz irgendeines neuen Lebens. Sie schließt die Tür hinter ihnen allen.

Schenk mir den Walzer ist ein zutiefst autobiographisches Buch. Zelda Fitzgerald schrieb es Anfang 1932 in sechs Wochen, in denen sie täglich mehrere Stunden daran arbeitete, nachdem sie sich mit 31 selbst wieder in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen hatte. Die Reaktionen fielen mehrheitlich negativ aus, sie verdiente 120 Dollar damit und wandte sich niedergeschmettert dem Schauspiel und der Malerei zu. Einer meiner liebsten Sätze in dem Roman ist dieser: »Im Gegensatz zu Frauen, dachte sie, werden Männer nie zu dem, was sie tun – ihre Taten bestehen stets nur aus der eigenen philosophischen Interpretation ihres Tuns.«

Aus dem kanadischen Englisch von Marion Hertle

Schenk mir den Walzer

Für Mildred Squires

*Einst sahn wir Himmel in lieblicher Bläue
und Sommermeere*

*Als Theben schwankte in Sturm und Regen,
Wie zu sterben.*

*Ach, wäre er wieder
Unser Himmel, lieblich und blau.*

Ödipus, König von Theben^[2]

Teil I

1

»Diese Mädchen«, sagten die Leute, »glauben, sie können sich alles erlauben und kommen damit durch.«

Das lag an der Sicherheit, die ihr Vater auf sie ausstrahlte. Er war eine lebende Festung. Während sich die meisten Menschen ihr schützendes Bollwerk im Leben aus Kompromissen zurechtzimmern – aus wohlkalkulierter Unterwerfung einen uneinnehmbaren Bergfried bauen, aus Rückzügen ins Gefühl philosophische Zugbrücken fabrizieren und Marodeure mit dem siedenden Öl saurer Trauben verbrühen –, verschanzte sich Richter Beggs bereits als junger Mann hinter seiner Integrität: Seine Türme und Bollwerke bestanden aus intellektuellen Begriffen. Soweit seine engsten Angehörigen wussten, ließ er zu seiner Burg keine Schleichwege offen – für den lebenswürdigen Ziegenhirten nicht und auch nicht für die drohende Obrigkeit.

Diese Unzugänglichkeit war ein Makel an seiner sonstigen Brillanz, und vielleicht verhinderte sie seinen Aufstieg in die Politik. Die Nachsicht, mit der der Staat seiner höchstrichterlichen Überheblichkeit begegnete, befreite die Kinder von den frühen Anstrengungen des Lebens, die notwendig sind, um sich selbst mit einem

Schutzwall umgeben zu können. In der Folge der Generationen genügt ein richtiger Vater, der einen über die Erfahrung von Krankheit und Katastrophen hinweghebt, um das Überleben der Nachkommenschaft zu sichern.

Ein starker Mann kann für eine große Kinderschar geradestehen. Er braucht nur zweckdienliche Anleihen bei der Naturphilosophie zu machen, und schon bekommt die Familie den Anschein eines Sinns. Bis die Beggs-Kinder gelernt hatten, den wachsenden Ansprüchen ihrer Zeit gerecht zu werden, hatten sie den Teufel schon im Nacken. Verkrüppelt klebten sie an den feudalen Festungstürmen ihrer Väter und horteten deren geistiges Erbe – das größer hätte sein können, wenn sie nur für ein passendes Gefäß gesorgt hätten.

Eine Schulfreundin von Millie Beggs meinte, sie habe noch nie so mühsame Bälger gesehen wie diese Kinder, als sie klein waren. Wenn sie schrien oder etwas haben wollten, verschaffte Millie es ihnen – sofern es in ihrer Macht stand. Wenn nicht, wurde der Doktor gerufen, um die Widrigkeiten einer Welt zu bezwingen, die, zugegebenermaßen, für so außergewöhnliche Kinder nur schlecht eingerichtet war. Austin Beggs, seinerseits vom Vater nicht ausreichend ausgestattet, arbeitete Tag und Nacht in seinem Gehirnlabor, um noch besser für die Seinen sorgen zu können. Bereitwillig nahm seine Frau die Kinder morgens um drei aus dem Bettchen, klapperte mit der Rassel oder sang ihnen leise vor, damit sie ihrem Gatten nicht die Grundlagen des Code Napoléon^[3] aus dem

Kopf heulten. Er sagte öfters, und das war kein Scherz: »Ich lass mir eine Festung ganz oben auf einer Klippe bauen, mit wilden Tieren drum herum und einem Stacheldraht oben drauf, damit ich dieser Gangsterbrut entkomme.«

Austin liebte Millies Kinder mit jenem nach innen gekehrten, distanzierten Wohlwollen, das bedeutenden Männern anhaftet, wenn sie durch die Kinder hie und da an die eigene Jugend erinnert werden, an die Zeit, als sie noch Instrumente der Erfahrung sein wollten und nicht deren Ergebnis. Wer je die Frühlingssonate von Beethoven intensiv gehört hat, weiß, welche Empfindung damit gemeint ist. Austin hätte vielleicht eine engere Beziehung zu seiner Familie gefunden, wäre nicht sein einziger Sohn als Kind gestorben. Damals stürzte sich der Richter wie wild in die Arbeit, um seiner Enttäuschung zu entgehen. Und da Geldsorgen die einzigen Sorgen sind, die Mann und Frau miteinander teilen können, ging er damit zu Millie. Er warf ihr die Rechnung für das Begräbnis des Jungen vor die Füße und weinte herzerreißend: »Wovon, in Gottes Namen, soll ich das bezahlen?«

Millie, deren Verhältnis zur Wirklichkeit noch nie sehr stark gewesen war, konnte die plötzliche Grausamkeit ihres Mannes mit seinem sonstigen Gerechtigkeitssinn und noblen Charakter nicht in Einklang bringen. Sie versuchte nie mehr, sich ein Urteil über Menschen zu erlauben, sondern veränderte lieber ihre eigene Realität, bis sie mit den Widersprüchen der anderen übereinstimmte, um

schließlich, auf Loyalität fixiert, die Harmonie einer Heiligen zu erreichen.

»Sollten meine Kinder je böse gewesen sein«, antwortete sie ihrer Freundin, »habe ich das jedenfalls nicht bemerkt.«

Von all ihren Ausflügen in die Widersprüche der menschlichen Natur lernte Millie außerdem den Trick der Übertragung: Die Geburt weiterer Kinder half ihr über den Verlust des Sohnes hinweg. Während Austin, wütend über die kulturelle Stagnation der Menschheit, all seine Enttäuschungen und schwindenden Hoffnungen gleichzeitig mit seinen Geldsorgen über Millies geduldigem Haupt niederbrechen ließ, übertrug Millie ihren Ärger instinktiv auf Joans Fieber oder auf Dixies verstauchten Fuß. So bewegte sich Millie mit der verklärten Trauer eines griechischen Chores durch die Alltagsorgen. Mit dem Realismus der Armut konfrontiert, versenkte sie ihre Persönlichkeit in einen stoischen, unerschütterlichen Optimismus und machte sich undurchdringlich für die besonderen Sorgen, die sie bis zuletzt verfolgten.

Im mystischen Dunst schwarzer Ammen heckte die Familie lauter Mädchen. Der Richter verkörperte für die Kinder zunächst den Extra-Penny, die Straßenbahnfahrt zu weiß getünchten Picknickorten und die Tasche voller Pfefferminz. Mit wachsender Wahrnehmung wurde er auch zur strafenden Instanz, zum unerbittlichen Schicksal, zur Verkörperung von Recht, Ordnung und eingefahrener Disziplin. Jugend und Alter: eine hydraulische Berg- und Talfahrt, bei der das Alter eine an Überzeugungskraft

abnehmende Wasserladung trägt, aber hartnäckig darauf besteht, das auszugleichen, was die Jugend auf die Waagschale legt. Die Mädchen wuchsen in die Attribute ihrer Weiblichkeit hinein, suchten aber bei der Mutter Zuflucht vor allen Zurschaustellungen als »junge Damen« – als wollten sie sich in einem schattigen, schützenden Hain vor allzu grellem Sonnenlicht verstecken.

Auf Austins Veranda quietscht die Schaukel; ein Glühwürmchen tanzt wild über der Klematis; Insekten schwärmen ihrem goldenen Untergang an der Hallenbeleuchtung entgegen. Schatten wischen wie schwere, nasse Putzlumpen durch die südliche Nacht und trocknen das Vergessen der schwarzen Hitze auf, aus der sie gekommen sind. Melancholische Mondreben spannen dunkle, dämpfende Polster über die Spalierdrähte.

»Erzähl mir was über mich, als ich klein war«, bittet die jüngste Tochter beharrlich. Sie kuschelt sich an die Mutter, um körperliche Nähe herzustellen.

»Du warst ein braves Kind.«

Das Mädchen hatte keine Vorstellung von sich, da sie so spät im Leben ihrer Eltern geboren wurde, dass deren instinktive Anteilnahme aufgebraucht war. Die Eltern konnten sich unter dem abstrakten Begriff »Kindheit« mehr vorstellen als unter einem Kind. Das kleine Mädchen will aber wissen, wer es ist, da es zu jung ist, um zu verstehen, dass man niemandem gleicht, dass man sein Skelett selbst mit Fleisch füllen muss, ähnlich dem General, der den Verlauf einer Schlacht auf der Karte rekonstruiert und

dabei Vormarsch und Rückzug seiner Truppen mit bunten Nadeln absteckt. Das Mädchen weiß noch nicht, dass es die eigenen Anstrengungen sind, die seine Person ausmachen. Erst sehr viel später sollte Alabama – so hieß das Kind – merken, dass der vom Vater geerbte Knochenbau nur ihre Grenzen markierte.

»Und habe ich nachts gebrüllt und Rabatz gemacht, bis du und Daddy gewünscht habt, ich wär tot?«

»Aber nein! Alle meine Kinder waren liebe Kinder.«

»Die von Großmutter auch?«

»Ich denke schon.«

»Aber warum hat Großmutter dann Onkel Cal weggejagt, als er aus dem Bürgerkrieg heimkam?«

»Deine Großmutter war eine komische alte Frau.«

»War Onkel Cal auch komisch?«

»Ja. Als Cal heimkam, ließ Großmutter an Florence Feather ausrichten, wenn Florence etwa auf ihren Tod warten sollte, um Cal heiraten zu können, dann sollten die Feathers wissen, dass die Beggs sehr langlebig sind.«

»War sie so reich?«

»Nein. Am Geld lag es nicht. Aber Florence fand, dass es nur der Teufel mit Cals Großmutter aushalten könnte.«

»Und deshalb hat Onkel Cal nie geheiratet?«

»Ja, weil Großmütter immer ihren Willen bekommen.«

Die Mutter lacht – das Gewinnerlachen eines Menschen, der von Geschäftsheldentaten berichtet und sich gleichzeitig für seine Habgier und Vertrauensseligkeit entschuldigen will; das Lachen des Siegers, der in einem

der ewigen Familienmachtkämpfe ein anderes Familienmitglied übertrumpft hat.

»Wenn ich Onkel Cal gewesen wäre, hätte ich mir das nicht gefallen lassen«, verkündete das Kind rebellisch. »Ich hätte mit Miss Feather gemacht, was ich mir vorgenommen hatte.«

Die tiefe Ausgeglichenheit der väterlichen Stimme bezwingt die Dunkelheit bis zum Diminuendo des Schlafengehens.

»Musst du immer alles wieder aufwärmen?«, fragt er streng.

Immer wenn er die Fensterläden zuzieht, schließt Richter Beggs die Besonderheiten seines Hauses mit ein: Lichtfreundlichkeit in sonnendurchfluteten Vorhangvolants, die sich wie ein ausgefranster Rasenrand über geblütem Chintz bauschen. Die Dämmerung hinterlässt keine Schatten oder Verzerrungen in seinen Räumen, sondern hebt sie, unversehrt, in unbestimmte graue Welten.

Im Winter und im Frühling umgibt das Haus ein Glanz, als sei es auf einen Spiegel gemalt. Dass die Sessel auseinanderfallen und die Teppiche Löcher haben, besagt angesichts von so viel Glanz überhaupt nichts. Das Haus ist ein Vakuum, in dem Austin Beggs seine Unantastbarkeit kultiviert. Wie ein glänzendes Schwert schläft es in der Nacht in der Scheide seiner müden Vornehmheit.

Jetzt knallt das Blechdach von der Hitze; innen riecht es nach lange nicht geöffnetem Koffer. Aus dem Oberlicht der Tür am Hallenende im ersten Stock fällt kein Licht.

»Wo ist Dixie?«, fragt der Vater.

»Sie ist mit ein paar Freunden ausgegangen.«

Das kleine Mädchen spürt, wie die Mutter ausweicht, kommt interessiert näher und fühlt sich wichtig, weil es an Familienangelegenheiten teilhat.

Bei uns passiert ja allerhand, denkt sie. Es ist doch aufregend, eine Familie zu sein.

»Millie«, sagt ihr Vater, »wenn Dixie sich wieder mit Randolph McIntosh in der Stadt rumtreibt, kann sie mein Haus für immer verlassen.«

Der Kopf des Vaters zittert vor Wut; beleidigtes Anstandsgefühl lässt ihm die Brille von der Nase rutschen. Die Mutter geht leise über die warmen Strohmatten in ihrem Zimmer, und das kleine Mädchen liegt im Dunkeln: Sie ist stolz auf ihre tugendhafte Unterwerfung unter die Regeln des Familienclans. Ihr Vater geht im Batistnachthemd hinunter und wartet.

Aus dem Obstgarten auf der anderen Seite der Straße dringt der Duft reifer Birnen zum Bett des Kindes. In der Ferne probt eine Kapelle Walzermelodien. Weißes schimmert in der Dunkelheit – weiße Blumen und Pflastersteine. Der Mond, der sich in den Fensterscheiben spiegelt, segelt schräg hinunter in den Garten und kräuselt die würzigen Ausdünstungen der Erde wie ein silbernes Paddel. Die Welt scheint jünger, als sie ist. Das Kind kommt sich alt und weise vor, wie es so seine Probleme begreift und mit ihnen ringt, als seien sie seine ureigenste Angelegenheit und nicht Erbe des Geschlechts. Alle Dinge

leuchten und blühen. Das Mädchen geht prüfend durchs Leben, wie durch einen Garten, wo es gezwungen ist, auf kargem Boden zu gedeihen. Von Menschenhand Gepflanztes ist ihr schon seit Langem verdächtig, da sie insgeheim an einen großen Zauberplanzer glaubt, der dem härtesten Felsboden süß duftende Blüten entlockt, den ödesten Wüsten nachtblühende Ranken – der den Atem der Dämmerung sät und Ringelblumen erntet. Sie möchte, dass das Leben unbeschwert ist und voll angenehmer Erinnerungen.

An den Verehrer ihrer Schwester denkt sie mit romantischer Verklärung. Randolphs Haare sind für sie perlmutterne Füllhörner, aus denen die Lichtkegel purzeln, die sein Gesicht ausmachen. Sie glaubt, dass sie innen genauso aussieht: In dieser nächtlichen Gefühlsverwirrung kann sie nur noch in Relationen von Schönheit denken. Sie denkt an Dixie, mit der sie sich heftig identifiziert. Es ist, als spalte sich ein erwachsener Teil von ihr ab, den sie nun, da er sich im Lauf der Jahre verändert hat, nicht mehr erkennt, wie einen sonnenverbrannten Arm, der einem fremd vorkommt, wenn man seine Veränderung nicht bewusst beobachtet hat. In Gedanken ergreift sie Besitz von der Liebesgeschichte ihrer Schwester. Das Angespanntsein macht sie schläfrig. Im Bann der sich auflösenden Träume hat sie einen Schwebestand erreicht. Sie schläft ein. Der Mond wiegt wohlwollend ihr braunes Gesichtchen. Sie wird älter, während sie schläft. Eines Tages wird sie aufwachen und feststellen, dass die

Pflanzen in den Steingärten meistens schwammartige Gewächse sind, die wenig Nahrung brauchen; sie wird feststellen, dass die weißen Scheiben, die um Mitternacht duften, mehr embryonale Gewächse sind als Blüten. Wenn sie älter ist, wird sie voll Bitterkeit auf den geometrischen Wegen philosophischer Le Nôtres^[4] wandeln und weniger auf den verwunschenen, mit Birnen und Ringelblumen gesäumten Seitenpfaden ihrer Kindheit.

Alabama konnte nie sagen, was sie morgens aufweckte, wenn sie sich mit offenen Augen daliegen fand, sich ihrer Ausdruckslosigkeit bewusst, die ihr Gesicht wie eine nasse Badematte bedeckte. Sie machte sich munter. Die lebhaften Augen eines sanften Tiers in der Falle spähten skeptisch aus dem straffen Netz der Gesichtszüge; limonengelbes Haar schmolz ihren Rücken hinab. Alabama zog sich mit ungezwungenen Bewegungen für die Schule an, beugte sich vor, um die Bewegungen ihres Körpers zu beobachten. Die Schulglocke klang matt in der lautlosen, feuchten Luft des Südens, wie das Geräusch einer Boje, an die die Wellen schlugen. Auf Zehenspitzen ging sie in Dixies Zimmer und beschmierte sich das Gesicht mit Rouge.

Wenn die Leute sagten: »Alabama, du hast Rouge auf deinem Gesicht«, antwortete sie einfach: »Ich habe mein Gesicht mit der Nagelbürste geschrubbt.«

Dixie war für ihre jüngere Schwester eine äußerst ergiebige Person; ihr Zimmer war voller Besitztümer, überall lagen Seidensachen herum. Auf dem Kaminsims stand eine Plastik der »Drei Affen«, in der Streichhölzer für

Raucher steckten. Zwischen zwei gipsernen »Denkern« waren einige Bücher eingeklemmt: *Die dunkle Blume*, *Das Granatapfelhaus*, *Das Licht erlosch*, *Cyrano de Bergerac*^[5] und eine illustrierte Ausgabe des *Rubaiyat*. Alabama wusste, dass in der obersten Schublade der Frisierkommode das *Decamerone* versteckt war – sie hatte die unanständigen Stellen gelesen. Oberhalb der Bücher pikste ein Gibson Girl^[6] mit einer Hutnadel einen Mann – gesehen durch ein Vergrößerungsglas; ein Teddybärpärchen hockte bequem in einem kleinen, weißen Schaukelstuhl. Dixie besaß einen rosa Gainsborough-Hut^[7], eine Amethystbrosche und eine elektrische Brennschere. Dixie war fünfundzwanzig. Alabama würde am vierzehnten Juli, morgens um zwei Uhr, vierzehn sein. Joan, die andere Schwester, war dreiundzwanzig. Joan war außer Haus; sie war so ordentlich, dass es gar keinen Unterschied machte, ob sie da war oder nicht.

Alabama rutschte erwartungsvoll das Treppengeländer hinunter. Manchmal träumte sie, sie fiel in den Treppenschacht und würde gerettet, weil sie unten rittlings auf dem breiten Querbalken landete. Während sie das Geländer herunterrutschte, lauschte sie in sich hinein, ob sich die Gefühle des Traums wieder einstellten.

Dixie saß bereits bei Tisch, in kaum verhohlenem Trotz und von der Welt abgewandt. Sie hatte ein rotes Kinn, und auf ihrer Stirn waren rote Flecken vom Weinen. Ihr Gesicht hob und senkte sich unter der Haut, zuerst an einer Stelle,

dann an einer anderen: wie brodelndes Wasser in einem Topf.

»Ich wünschte, ich wäre nie geboren«, sagte sie.

»Austin, sie ist eine erwachsene Frau.«

»Der Kerl taugt nichts. Er ist ein Erzfaulpelz und noch nicht einmal geschieden.«

»Ich ernähre mich selbst und kann tun und lassen, was ich will.«

»Millie, dieser Mann setzt keinen Fuß mehr in mein Haus.«

Alabama saß ganz still da und erwartete irgendeinen spektakulären Protest gegen die väterliche Unterbrechung von Dixies Romanze. Aber nichts tat sich, bis auf das Schweigen des Kindes. Sonne auf silbernen Farnblättern, Sonne auf dem silbernen Wasserkrug: Richter Beggs schreitet auf blau-weißen Platten in Richtung Büro – immer die gleichen Schritte, in immer der gleichen Zeit –, weiter nichts. Sie hörte die Straßenbahn an der Ecke unter den Trompetenbäumen anhalten, und weg war der Richter. Ohne seine Gegenwart zuckte das Licht nicht so rhythmisch zerteilt auf dem Farn; sein Heim hing völlig von seinem Willen ab, wie ein Pendel.

Alabama beobachtete, wie sich die Geißblattranken um den rückwärtigen Zaun wanden wie Korallenketten, die einen Spazierstock bekränzen. Der morgendliche Schatten unter dem Seifennussbaum war von der gleichen Beschaffenheit wie das Licht – spröde und arrogant.

»Mama, ich möchte nicht mehr in die Schule gehen«, sagte sie nachdenklich.

»Warum nicht?«

»Mir kommt es so vor, als ob ich schon alles wüsste.«

Die Mutter starrte sie mit leicht feindseliger Verwunderung an; das Kind, das nichts mehr von seinen Gedanken preisgeben wollte, wechselte schnell zum Thema Schwester über:

»Was glaubst du, wird Daddy mit Dixie machen?«

»Ach, sei still und zerbrich dir nicht vorzeitig den Kopf über solche Sachen, oder was ist?«

»Wenn ich Dixie wäre, ließe ich mich nicht stören. Ich mag Dolph.«

»Man kann nicht immer alles bekommen auf dieser Welt, was man will. Beeil dich jetzt – du kommst sonst zu spät zur Schule.«

Ihre pochenden Schläfen glühten vor Hitze. Das Schulzimmer schwankte, angefangen von den großen, viereckigen Fenstern bis hin zu einem verunglückten Farbdruck der Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung: Dort ging es vor Anker. Langsame Junitage summierten sich zu einem Klumpen Sonnenlicht auf der entfernten Wandtafel. Weiße Partikelchen abgeschabter Radiergummis durchzogen die Luft. Der Geruch von Haaren, Winterwollstoff und eingetrockneter Tinte in den Tintenfassern erstickte den weichen Frühsommer, der sich weiße Tunnel unter den Alleebäumen grub und die Fenster mit süßlicher,

kränklicher Hitze beschlug. Der Singsang schwarzer Stimmen drang klagend durch die Mittagsstille.

»Tomaten, schöne reife Tomaten. Gemüse, Kohlgemüse.«

Die Jungen trugen lange schwarze Winterstrümpfe, die in der Sonne grün aussahen.

Alabama schrieb *Randolph McIntosh* unter die *Debatte in der Athener Ratsversammlung*. Sie zog einen Kringel um »Alle Männer wurden sofort hingerichtet, und die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft«. Sie malte die Lippen von Alkibiades aus und verpasste ihm einen schicken Kurzhaarschnitt. Nach dieser Verschönerung klappte sie Myers' *Ancient History* zu. Ihre Gedanken wanderten ziellos umher. Wie schaffte es Dixie, immer so proper auszusehen, immer so bereit für alles? Alabama glaubte, dass bei ihr niemals alle Dinge zur richtigen Zeit am richtigen Fleck sein würden – sie würde nie diesen Zustand abstrakten »Bereitseins« erreichen. Dixie war für ihre Schwester ein perfektes Instrument des Lebens.

Dixie war Redakteurin der Klatschspalte beim Lokalblatt. Vom Augenblick ihrer Heimkehr aus dem Büro bis zum Abendessen telefonierte sie unaufhörlich. Dixie säuselte und säuselte, girrend und affektiert, dem Tonfall der eigenen Stimme lauschend.

»Das kann ich dir jetzt nicht sagen ...« Dann ein langes, langsames Gegurgel, wie Wasser, das durchs Abflussrohr der Badewanne läuft.

»Oh, ich sag's dir, wenn wir uns sehen. Nein, ich kann's dir jetzt nicht sagen.«

Richter Beggs lag auf seinem schlichten Eisenbett und sortierte die Bündel gilbender Nachmittage. In Kalbsleder gebundene Bände der *Annals of British Law* und *Annotated Cases* lagen wie Laub auf seinem Körper verstreut. Das Telefon ging ihm auf die Nerven und störte seine Konzentration.

Der Richter wusste, wenn es Randolph war. Nach einer halben Stunde stürmte er in die Halle, seine Stimme bebte vor unterdrücktem Zorn.

»Wenn du es ihm nicht sagen kannst, warum hörst du dann nicht auf mit dem Gespräch!«

Richter Beggs ergriff brüsk den Hörer. Mit der grausamen Präzision eines Tierpräparators sprach er in die Muschel: »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie es aufgäben, meine Tochter wiedersehen zu wollen oder mit ihr zu telefonieren.«

Danach schloss sich Dixie in ihr Zimmer ein und kam zwei Tage lang nicht mehr heraus, auch nicht zum Essen. Alabama genoss ihre eigene Rolle bei all diesem Aufruhr.

»Ich möchte auf dem Schönheitsball auch mit Alabama tanzen«, hatte Randolph fernmündlich erklärt.

Die Kindertränen verfehlten die Wirkung auf die Mutter nicht.

»Warum belästigt ihr euren Vater damit? Ihr könnt doch eure Verabredungen woanders treffen«, sagte sie beschwichtigend. Die uneingeschränkte, gesetzlose Großzügigkeit ihrer Mutter war das Ergebnis vieler Jahre des Zusammenlebens mit dem Richter und seiner

unwiderlegbaren, scharfen Verstandeslogik. Eine Umgebung, die weibliche Gefühle nicht tolerierte, musste ihrer mütterlichen Natur unerträglich sein, und so war die inzwischen fünfundvierzigjährige Millie Beggs zu einer Gefühlsanarchistin geworden. Das war ihre Art, sich von der Notwendigkeit der eigenen Existenz zu überzeugen. Mit ihrer Inkonsequenz wollte sie beweisen, dass sie das System beherrschen konnte, wenn sie nur wollte. Der gesetzestreue Austin wurde gebraucht: Mit drei Kindern, ohne Geld, bevorstehenden Wahlen im Herbst und Versicherungspflichten konnte er es sich nicht leisten, zu sterben oder krank zu werden. Millie jedoch, die weniger eng in dieses Muster verwoben war, hatte das Gefühl, es sei egal, ob sie existiere oder nicht.

Alabama warf den Brief ein, den Dixie auf den Rat der Mutter hin geschrieben hatte, und sie trafen Randolph im Café Tip-Top.

Alabama, die in einem Strudel heftig schwankender Entschlüsse durch ihre Mädchenjahre schwamm, war von angeborener Skepsis gegenüber der »Bedeutung« dessen, was zwischen ihrer Schwester und Randolph vorging.

Randolph war Reporter bei Dixies Zeitung. Er hatte eine kleine Tochter, die von seiner Mutter weiter unten im Süden bei den Zuckerrohrfeldern in einem ungestrichenen Holzhaus versorgt wurde. Randolph lernte es nie, seinen Augen und seinem runden Gesicht einen angemessenen Ausdruck zu verleihen, so als ob sein leibliches